Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 97 (1971)

Heft: 6

Rubrik: Limmat Spritzer

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fritz Herdi

Limmat Spritzer

Es war einmal . . .

Also, Märchentheater ist in Zürich – wohl auch anderswo – eine heiße und riskante Sache, falls man vom traditionellen Weg abweicht. Die Kinder wollen die alten Märli erleben, vom Schneewittchen bis zum Rotkäppchen.

In der Saison 1969/70 machte ein Produzent immerhin ein Experiment, das sich zu einem ordentlichen Erfolg ausweitete. Er brachte den «Räuber Hotzenplotz» auf die Bühne. Das ist kein Märchen aus der «Als-der-Ururgroßvater-die-Ururgroßmutter-nahm»-Zeit, sondern etwas Neueres. Glücklicherweise existiert ein überaus verbreitetes Kinderbuch vom «Hotzenplotz», und wohl deshalb kam das Stück bei den Zürcher Kindern an.

Aber: Der gleiche Produzent brachte in der laufenden Saison für die Kinder ein Märchenstück auf die Bühne, dessen Inhalt nicht allgemein bekannt war. Ein entsprechendes Buch war nicht im Handel. Betrübliches Resultat: Das Stück erlitt Schiffbruch und wurde wegen zu geringen Publikumsinteresses zumindest vorübergehend vom Spielplan abgesetzt.

Eigentlich wollte ich etwas ganz anderes erzählen. Das Zürcher Opernhaus servierte in der laufenden Saison als Weihnachtsmärchen «Jim Knopf und Lukas, der Lokomotivführer»; es wird immer noch gespielt und ist eine sehr konzentrierte und gekürzte Fassung dessen, was der erfolgreiche Autor Michael Ende in einem bekannten Buch erzählt und fabuliert.

Die Presse reagierte positiv bis begeistert. Ein Rezensent freilich muckte böse auf. Und schrieb zum Beispiel: «Jedenfalls kann man, was im Opernhaus gezeigt wird, nur als konfuse Story bezeichnen. Wenn nicht bewährte Spieler und die für die Ausstattung verantwortlichen Kräfte das Schlimmste verhütet hätten, erreichte das Stück nicht einmal das Niveau gängiger Dutzendware.»

Der Mann formulierte überdies tadelnd: «Auch läßt sich nicht jeder Widerspruch mit den wunderbaren Möglichkeiten der Zauberwelt auflösen.»

Was soll das nun heißen? Ja, also, liebe Leser, in diesem abenteuerlichen Zauber- und Märchenstück dampft zum Beispiel eine schöne kleine Lokomotive (Lokiführer: Ruedi Walter) durch das kleine Königreich Lummerland, raucht und blinkt, pfeift und kann sogar Tränen vergießen. Das ist, sagt der Kritiker, soweit in Ordnung. Bloß: «Man versteht nicht, wozu sie überhaupt in Lummerland herumfährt. Wagen zieht sie keine, und der offenbar einzige Bewohner des Königreiches, der Zeit fände zu Bahnfahrten, unternimmt seine Spaziergänge regelmäßig zu Fuß.»

Ei der Pfui, ei der Pfui, so ungeheuer unlogisches Zeug in einem Stück für Kinder, die viel kritischer sind als die Erwachsenen! Unserm Manne stößt noch anderes auf. Da ist zum Beispiel der junge Jim, der bei der Pflegemutter in Lummerland lebt; er reißt zusammen mit Lukas, dem Lokomotivführer, bei Nacht und (oder: ohne) Nebel aus Gründen aus, die hier nicht wichtig sind. Der Rezensent bemängelt: «Der Lokiführer nimmt also den jungen Jim mit auf die Reise, ohne daß die besorgte Pflegemutter etwas davon erführe: bei Nacht und Nebel stehlen sich beide einfach davon.»

Nun ja, wenn man schon ausreißt, pflegt man in der Regel niemanden zu informieren. Schon deshalb nicht, weil sonst der ganze «Türgg» möglicherweise «umsteht». Aber da ist noch etwas, das unserm Fachmann ums Verroden nicht einleuchtet: die Sache mit der Erdbeerglace. Die Pflegemutter des Jim betreibt nämlich in Lummerland ein Kiosk-Lädeli; berühmt ist ihr selbergemachtes Erdbeereis. Nachdem Jim aber ausgerissen ist, grämt sie sich, ist beim Glace-Herstellen nicht mehr so bei der Sache wie früher. Und das Erdbeereis ist, so klagt sie, nicht mehr so lecker wie einst. Später kommt Jim zurück, der Lokiführer auch, und sogar der Kaiser von China, dem die beiden auf ihrer Abenteuerreise einen Riesengefallen erwiesen haben, kreuzt auf. Und da offeriert Jims Pflegemutter dem Kaiser von ihrer hausgemachten Glace!

Das hätte sie nicht tun sollen. Des Kritikers wegen, der dazu meint: «Und was denkt der geneigte Zuschauer über die heimwehkranke Frau? Eben klagte sie noch, daß ihr die Erdbeerglace nicht mehr gelinge; Minuten später bietet sie dem Kaiser von China davon an, als ob es sich um eine Delikatesse handle.»

Also, hat der Mann nicht recht? Ist es nicht ganz ungeheuerlich, ein Abenteuer- und Märchenstück mit soviel Unlogischem, Widersprüchlichem auf die Bühne des Zürcher Opernhauses zu bringen?

Unlogisch? Der Schauspieler und Kabarettist Ruedi Walter hat die seltsame Rezensentenmeckerei mit knappen Sätzen sehr schön abgetan. Er sagte nämlich, ein weltberühmtes und ungeheuer erfolgreiches Märchen anpeilend: «Also, zum Beispiel: Ein Wolf frißt zuerst eine alte Frau und danach auch noch ihre Enkelin, die ihr Lebensmittel bringen wollte. Dann schlitzt man dem Wolf den Bauch auf, und so unversehrt wie munter steigen Enkelin und Großmutter heraus. *Das* isch dänn Logik!»

Für alle Fälle: Einen schönen Gruß vom Rotkäppchen!

ADELBODEN

Trümpfe die stechen

1 Oeffentliches Hallenbad 25x8 m
2 20 Bahnen und Lifte
3 Kunsteisbahn und Curling-Halle
4 Kurse für Langlauf, Wanderpiste
5 Spezialskiwochen «alles inbegriffen» vom 13. März bis 3. April (Spezialprospekt)

Kleine Korrektur

Vor vier Wochen hieß das Thema meines «Limmatspritzers» im Nebelspalter: «Café Odeon.» Dazu gehörte eine Eintragung des seinerzeit beliebten Dichters Heinrich Federer ins Odeon-Gästebuch. Ich teilte sie so mit: «Mir läutet das Wörtlein Odeon am Abend wie ein besonderer Ton, wie etwa, nach einem müd-verschwitzten Andante — die Späße des Rondo blitzten.»

Auf der gleichen Seite war die Originaleintragung im Gästebuch als Illustration reproduziert, von Federer in jener alten deutschen Schrift geschrieben, die ich in der Schule nicht mehr lesen und schreiben gelernt habe. Ein Leser teilte mir freundlich mit: «Du gedenkst offenbar nicht mehr der seliggoldenen Zeiten, wo die Großmutter Dir mit ihrer spitzen Feder ein volles gehäuseltes Briefböglein geschrieben in der altgewohnten, leider nun vergessenen deutschen Schrift.» Und dieser Leser läßt mich wissen, daß Federers Vers also heißt: «Mir leuchtet das Wörtlein Odeon an seltenen Abenden im Ton wie etwa nach einem müd verschwitzten Andante die Späße des Rondo blitzten.»

Ich leite diese Berichtigung gern weiter und mache gleichzeitig das, was man gern und häufig macht: Ich teile erleichtert mit, daß nicht ich der ungenaue Sünder bin. Als das «Café Odeon» vor etlichen Wochen der Presse in teilweise neuem Gewand vorgestellt wurde, drückte man den Journalisten eine vervielfältigte Geschichte des «Odeon» in die Hand. Und weil ich das Federer-Original nicht lesen konnte, schrieb ich den Vers so ab, wie er in der Presse-Dokumentation stand und heute noch steht. Der Name des Verfassers ist mir nicht bekannt.

Uebrigens, aber das ganz unter uns: Der Federer-Vierzeiler ist auch dann kein literarisches Kleinod, wenn man ihn richtig schreibt. Anderseits weiß man ja, wie schwer es mitunter ist, sozusagen aus dem Hut gänzlich unvorbereitet etwas wirklich Originelles in ein Gästebuch zu kritzeln, das einem vom Patron ungefähr in die Hand gedrückt wird. Es war, wenn ich nicht irre, Fridolin Tschudi, der einst schrieb: «Auf diesem Hause liegt ein Fluch – das Gästebuch.» Von ihm stammt auch der Zweizeiler «Dein Gast kommt lieber zu Besuch, wenn er nichts weiß vom Gästebuch».

Ein anderer Poet soll in ein Gästebuch geschrieben haben: «Dieses Album bringt ein Kalb um.» Dann ist da noch von Tucholsky ... nein, den lasse ich vorsichtshalber weg. Uebrigens werden in Zürich zahlreiche Gästebücher geführt. Aber nur eine von vielen gelesenen Eintragungen ist mir im Gedächtnis geblieben. Im Gästebuch eines Zürcher Restaurants, das unter anderem Nudeln «Colonial» als Spezialität führte, stand vor Jahrzehnten: «Ich will keine Reime hudeln – ein Hoch den kolonialen Nudeln!» Der Name des Verfassers: Bert Brecht.

Die Walfische

Walfische, trotz ihren Riesenausmaßen sehr sportlich, schwimmen Riesenstrecken. Und frieren auch im kältesten Wasser kein bißchen, wegen ihrer immensen Fettschicht. Da der Mensch aber solche Fettschichten als immer weniger elegant betrachtet, sucht er zur Konservierung seiner Wärme andere Lösungen. Und eine der schönsten ist, die Böden seiner Wohnräume mit Teppichen zu belegen. Und die schönsten Teppiche sind – Sie haben es erraten! – die Orientteppiche von Vidal an der Bahnhofstraße 31 in Zürich.

Gemildert

Auch unter den Zürchern, diesen liebenswürdigen Menschen, gibt es Leute, die scheußlich und bei jeder Gelegenheit fluchen. Genauso großzügig gehen sie beim Schlötterlig-Austeilen vor. Nicht nur die Automobilisten. Nicht nur die Väter. Nicht nur die Söhnchen.

Da wird ausgiebig tituliert: Rindvieh, Tschumpel, Hornochs, cheibe Löli und so weiter. Das klingt noch verhältnismäßig nett. Es gibt Schlimmeres. Prächtig verbreitet ist etwa, was mit «Schafs» anfängt. Oder was mit «A» beginnt und mit «och» aufhört.

Die Umgangssprache trägt in der Regel nicht zur Verfeinerung der Ausdrucksweise bei. Aber neuerdings zeichnet sich eine Ausnahme ab. Zahlreiche sprachlich rauhe Gesellen, die vor ein paar Monaten noch mit «Du verd...» oder «Du tumme S....» um sich warfen, führen neuerdings als vernichtendsten Schlötterlig ein unwahrscheinlich zahmes Wort im Repertoire. Sie sagen schlicht und einfach: «Du Halbschueh!» Und das ist gegenwärtig in Zürich die größte Beleidigung.

Ich freue mich . . .

Zürich. Januar 1971. Meldungen, Konferenzen, Aussprachen, Verhandlungen, Aktionen, Demonstrationen wegen des Lindenhofbunkers, des «Autonomen Jugendzentrums», jagten sich.

Kabarettist Cés Keiser aber stellte in der zweiten Januarhälfte im Pressefoyer, in Anwesenheit des Zürcher Stadtpräsidenten, einen leidlich jungen Mann namens Kaspar Fischer als drittes «neueres Gesicht» (neben Franz Hohler und Emil Steinberger) in der jüngsten Geschichte der helvetischen Kleinkunst vor.

Und Cés Keiser sagte einleitend: «Ich freue mich, daß es überhaupt noch eine Pressekonferenz gibt, die sich nicht mit dem Lindenhofbunker befaßt, sondern mit *richtigem* Theater.»